
Rezension

Petra Ernst: *Schtetl, Stadt, Staat. Raum und Identität in deutschsprachig-jüdischer Erzählliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.* Schriften des Centrums für Jüdische Studien 27. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2017.

Besprochen von **Judith Müller**, (Basel/Beer Sheva),
E-Mail: jud.mueller@unibas.ch

Die postum veröffentlichte Habilitationsschrift von Petra Ernst *Schtetl, Stadt, Staat. Raum und Identität in deutschsprachig-jüdischer Erzählliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, die von Gerd Kühr, Gerald Lamprecht und Olaf Terpitz herausgegeben wurde, spiegelt nicht nur die Forschungs- und Lehrschwerpunkte, die die 2016 verstorbene Literaturwissenschaftlerin beschäftigten, sondern greift gleichzeitig aktuelle Debatten der europäisch-jüdischen Literaturstudien und der Jüdischen Studien auf. Auch an Fragen des Raumes und der Raumtheorie hat man sich im Feld der europäisch-jüdischen Literaturstudien nach dem *spatial turn* inzwischen herangetastet. Mit ihrem umfassenden Charakter ist die vorliegende Monographie in der Lage, an diese Diskurse anzuknüpfen und sich ihnen einzufügen. Gleichzeitig bietet sie in ihrem Charakter der Qualifikationsschrift, den man ihr deutlich anmerkt, einen Überblick über Hintergründe und eine Einführung in Theorien (I. Voraussetzungen), die publizierte Forschungsergebnisse als solche oft nicht in der Lage sind, abzubilden. Somit werden nicht nur die Voraussetzungen für die dann folgende Arbeit am eigentlichen Korpus geschaffen; diese Einführung kann darüber hinaus gleichzeitig als Grundlagen-text für Fragen zu Raum und Identität, aber auch zur interdisziplinären Arbeit und zum Theoriebezug in den europäisch-jüdischen Literaturstudien gelesen werden.

Petra Ernst untersucht in dieser Studie, wie der Titel bereits sagt, vordergründig drei Räume Schtetl, Stadt und Staat in der deutschsprachig-jüdischen Erzählliteratur. Ziel ist es dabei „ein größeres Korpus exemplarischer Erzähltexte, deren Entstehungszeit zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und den späten 1920er-Jahren liegt, einer systematischen Betrachtung zu unterziehen. Die forschungsleitenden Paradigmen beziehen sich dabei auf *Raum* und *Identität*“ (14). Dabei gelingt es Ernst zu zeigen, dass die beiden Paradigmen nicht nur als Untersuchungsparameter herangezogen werden, sondern sie sich gegenseitig bedingen und das eine die Interpretation des jeweils anderen Paradigmas mitbestimmt.

Laut Ernst „übernimmt die Literatur eine wesentliche und eigenständige Rolle, um nicht zu sagen, eine Leitfunktion, im Rahmen der Prozesse (post-)emanzipatorischer jüdischer Identitätsbildung, und zwar in einem Ausmaß, das vor allem in der Geschichts-, aber auch in der Literaturwissenschaft bisher zu wenig gewürdigt worden ist“ (18). Der Begriff der Identität wird zunehmend

kritisch betrachtet und greift vor allem im Hinblick auf jüdische Subjekte in einer singulären Verwendung zu kurz, jedoch bleibt gerade der Bezug, der zwischen den beiden Parametern hergestellt werden kann, ein spannender. Denn Petra Ernst bespricht in jenem Dreieck aus den Komponenten Shtetl, Stadt, Staat ein Gesamtbild topographischer Verortungsmöglichkeiten in der Erzählliteratur, das sich gleichzeitig wieder unterteilt. Dabei spielt nicht nur Raum oder genauer spielen nicht nur Räume und deren jeweiliger Bezug zur Identität eine Rolle, vielmehr entwickelt die Autorin aus dieser Triade auch einen Genrediskurs. Ein weiterer theoretischer Aspekt, der bereits in den einführenden Vorarbeiten angesprochen wird, ist die Poetologie. Mit Bezug auf das eigentliche Sujet der Monographie spricht Ernst hier von der Poetologie des Ortes, der sie die folgende Bedingung voranstellt: „Poetologie kann dabei natürlich nicht im historischen Sinn als normative Dichtungslehre verstanden werden, sondern als deskriptiv-analytische Auseinandersetzung mit einer Literatur, die durch den (poetischen) Ort und Raum ihre wesentlichen narrativen Impulse erhält. Der Ort wird als konstitutives Element der Literatur wirksam, sobald er nicht nur vereinzelt als mehr oder weniger lokalisierbare Vorlage des Geschehens innerhalb eines Textes dient, sondern wenn er in einer Vielzahl von Texten erzählerische Topoi ausprägen kann bzw. Voraussetzung einer motivischen Typologie wird“ (34).

Fährt man sodann mit der Lektüre fort, wird schnell klar, dass die Reihung nicht nur die einzelnen Räume wiedergibt oder eine motivische Typologie abbildet, vielmehr ist bereits in der inhaltlichen Titelgebung und der Anordnung des Buches gleichsam eine Chronologie jüdischer (Kultur-)Geschichte aber auch literarischer Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert mitangelegt. So unterliegen Ghettoesgeschichten nach Ernst einem traditionellen Raumsetting und stehen einer besonderen Herausforderung gegenüber: „Da diese Texte letztlich allerdings nur im Kontext der außerliterarischen Debatten über jüdische Identitätskonzeptionen zu verstehen sind, muss dieser vermittelnde Gestus des Schreibens gewissermaßen als ästhetisches Grundelement dieser Gattung akzeptiert werden“ (92). Ein essentieller Aspekt dieses Vermittlungsaktes, so argumentiert Ernst weiter, sei das „solidarische Verhältnis“ der Autoren zu ihrem Erzählgegenstand (95). Dieser, das Ghetto, ist geprägt von einer Grenze, die nicht verschwinden kann, da sich der Raum, der thematisiert wird dann auflösen würde. Allerdings wird sie verschoben, verändert und herausgefordert (96), ein Vorgang, der durch den Schreibakt als solchen wie auch die Protagonisten geprägt ist. Gleichzeitig schrieben Autoren über das Ghetto aber in den meisten Fällen im Rückblick, ein Aspekt, der das Vermitteln noch einmal in den Vordergrund rückt, dies aber auch überhaupt erst ermögliche, da so ein größerer Zusammenhang reflektiert werde: „Insofern wird das Ghetto selbst aus einer Position, die die Situierung des Jüdischen in der Diaspora auf Dauer eigentlich ablehnt, nicht als notwendig zu

Überwindendes dem Vergessen überlassen oder verdrängt, sondern es wird vielmehr in einen umfassenden und weit zurückreichenden Traditionszusammenhang integriert, der sich einem positivistisch orientierten Geschichtsbewusstsein allerdings entzieht. Es scheint vielmehr, dass das erzählte Ghetto zunehmend als symbolischer Ort aufgefasst wird, an dem Erinnerung aufbewahrt wird“ (106).

Zur Erinnerung gehört auch das im Gedächtnis Aufbewahren von Traditionen, die so im Alltag der Figuren nicht mehr gelebt werden und doch durch spezifische Protagonisten verkörpert werden wie Petra Ernst am Beispiel von Nathan Samuels „Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien“ aufzeigt. Sie schreibt: „Wenn in einer Ghettonovelle eine Mutter ihr Haus verlässt oder stirbt, knüpft sich daran in der Regel das absehbare Ende der erzählten Geschichte. Selbst wenn der Mutter im Rahmen der Handlung keine tragende Rolle zukommt, bildet die Figur auf einer unterschwelligten Ebene die dramaturgische Schnittstelle für den Zusammenhalt der erzählten häuslichen Gemeinschaft sowie der Erzählung selbst. Dementsprechend erweisen sich mutterlose Figuren in Ghetto Geschichten, aber auch in den späteren zionistischen Romanen meist als ortsungebunden, was dann je nach Erzählerhaltung positiv oder negativ konnotiert wird“ (123).

Diese Mutterlosigkeit, die sich in Orts- aber auch Traditionsungebundenheit übersetzen lässt, lässt sich auch als Übergangsmoment zum Großstadtroman lesen, der ab 1900 den dominantesten Raum in der deutschsprachig-jüdischen Literatur abbildet (196). Einer der einführenden wichtigen Punkte, den Petra Ernst in diesem Zusammenhang herausarbeitet ist, dass es im Zuge der Urbanisierung analoge Diskurse in nichtjüdischen Texten gibt (197). Somit kann man hier eine Tendenz zur Annäherung und gar Verwischung der Differenzen nachvollziehen, die anfänglich die Zuschreibung „jüdisch“ in Frage stellt oder zumindest herausfordert.

Diese spiegelt sich auch im narrativen Vorgehen, denn die Diskussion um jüdische Identität würde nun neu geführt: „Meist werden die daran anknüpfenden Debatten entlang der persönlichen Entwicklungs- oder Krisengeschichte eines Protagonisten erzählt, und insofern schließen diese Romane zuweilen an die Tradition des klassischen Bildungsromans an“ (198). Darüber hinaus scheint die Identitätssuche an die „physische Bewegung“ in der „erzählten Stadt“ (200) geknüpft, „wobei die Bewegungsfreiheit einer Figur gleichzeitig die Notwendigkeit permanenter Entscheidung erfordert“ (200), was gleichzeitig, neben der zunehmenden Fokussierung auf das einzelne Individuum, ein weiteres Merkmal der literarischen Moderne darstellt. Das möglichst authentische Nachzeichnen der Stadträume führt dazu, dass nicht nur die Protagonisten, sondern auch die Leserinnen und Leser diesen begehen (199). Dies ist aber wiederum ein Phänomen, das sich nicht nur in der deutschsprachig-jüdischen, sondern auch in der europäisch-jüdischen Literatur u.a. in hebräischer Sprache sowie nichtjüdischen

Literaturen der Moderne zeigt. Aus der Lektüre der Ghettoesgeschichten und der Großstadtromane diagnostiziert Ernst ein „besonderes poetologisches Verhältnis von Narrativität, Identität und Raum“ (293) und befindet Literatur als besonders dazu geeignet, die Spatialisierung eines kulturellen Lebensraumes (294) nachzuvollziehen.

Die daran anschließende letzte Sektion beschäftigt sich schließlich mit weit- aus utopischeren Räumen, dem erzählten Staat und zionistisch gedachten Orten. Maßgeblich seien für deren Lektüre, so Petra Ernst, die Erzählmuster und Topoi aus Theodor Herzls *Altneuland*, da diese in der Folge immer wieder aufgegriffen würden (307). Die Literaturwissenschaftlerin spricht sich dafür aus, zionistische Texte auch jenseits von Herzls Roman als heterotopisch zu lesen: „Die Texte können hingegen unabhängig von ihrer unterschiedlichen inhaltlichen und formalen Gestaltung in einem poetologischen Sinne als heterotopisch aufgefasst werden, allein wenn man den intertextuellen Bezug, der den Texten im Hinblick auf Herzls Roman meist innewohnt, in Anschlag bringt“ (309). Dennoch bildet der Text Herzls eine wichtige Ausnahme, denn kaum ein anderes der frühen zionistischen Werke geht auf konkrete „territoriale Referenzpunkte“ ein, sodass diese eher „diskursive und performative Prozesse“ abbilden (430).

Resümierend betont Petra Ernst noch einmal, dass die „narrativ erzeugten Räume“ der von ihr behandelten Texte durch ihr „poetologisches Potenzial“ in der Lage sind, „eigenständige Genres“ auszubilden (431), die Ghettoesgeschichte, den Großstadtroman und den zionistischen Roman. Dabei spricht sie nicht nur konkret benennbare Orte an, wie zum Beispiel die Synagoge im literarischen Raum der Ghettoesgeschichte, sondern verweist darauf, dass Räume im Gegensatz dazu erst graphiert und gelesen werden müssten (49). Es sind vor allem die Räume, denen Mehrdeutigkeit immanent ist und Petra Ernst gelingt eine sensible Lektüre, die auf sich in der Zeit verändernde Raumsymboliken eingeht.

Für diejenigen, die Petra Ernst kannten, ist dieses Buch mehr als nur eine hervorragende wissenschaftliche Publikation, die so vieles behandelt, was in den europäisch-jüdischen Literaturstudien bisher nur angedeutet war und gleichzeitig neue Fragen aufwirft. Es beinhaltet auch die Erinnerung an eine Wissenschaftlerin und Gesprächspartnerin und die Einladung dazu, den Dialog mit ihr nicht abreißen zu lassen.